Blätter für Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 96. Sonntag den 30. November. 1845.

Die Opfer des Mammon.

Eine Stadtgeschichte.

(Fortsetzung.)

5.

Die ersten Sonnenstrahlen stahlen sich kaum durch die Ritzen der Dachziegel in der elenden Bodenkammer, als unsre hübsche Nähterin bereits wieder wach war und in ein angenehmes Duseln verloren, beim Gezwitscher der Sperlinge, die um den Giebel lärmten, die angenehmsten Luftschlösser für den kommenden Tag, ja für eine ganze Zukunft baute. Die hoffnungsvolle Unruhe scheuchte sie jedoch bald vom Bette auf; mit besonderer Sorgfalt ordnete sie heute das reiche Haar, legte ihr schönstes Kleid an — was freilich nicht viel heißen wollte, denn es war ein leichter verwaschener blaßblauer Kattun, — zog sogar, ein großer Luxus! eine violette Seidencravatte an, die zu dem weißen Teint und den blonden Haaren wünderhübsch paßte, und beäugelte sich, den blau, schwarz und weiß gestreiften Kabyle-Shawl um die Schulter, vor dem kleinen trüben Spiegel am Fenster mit jenem stillen Wohlgefallen, jener unschuldigen Koketterie, deren sich keine Evastochter erwehren kann, wenn sie ein neues Kleidungsstück anprobirt, und den Einklang desselben mit Teint und Wuchs, sowie sein Verhältniß zur äußern Erscheinung überhaupt vergleicht. In diesem Beginnen störte und belauschte sie Niemand, denn der Bruder war schon fort an die Arbeit, und die Mutter schlief noch drunten die halbgeleerte Flasche starken Rheinweins aus.

Frisch wie eine Rosenknospe im Morgenthau verließ sie das Haus; seltsam, daß sie sich noch auf der Schwelle über einem scheuen verlegenen Seitenblicke ertappte, den sie auf die Fenster der gegenüberliegenden Werkstatt warf, deren Fenster jedoch verschlossene Läden zeigten. Noch seltsamer ferner war es, daß sie, als sie unten am Gäßchen auf den Platz ausbiegen wollte, fast mit einem jungen Manne zusammenstieß, der kein Anderer war, als — wer denkt Ihr wohl? — kein Anderer, als der junge Deklamator und Dichter gebenüber, Franz Lücke aus Hamburg. Verlegen standen sie sich Beide gegenüber, wie Personen, die fast an einander angeprallt sind, und nun einander beschauen, und wenn sie sich ausweichen wollen, fast wiederum an einander stoßen, weil Beide dieselbe Richtung einschlagen. Albertine stammelte, bis in's Weiße der Augen erröthend, ein „Verzeihen Sie!" Er sprach es mechanisch nach, und lüftete den Hut, einen höflichen „Guten Tag!" darauf setzend. Dann schauten sie sich wieder einige Sekunden an, und wichen einander aus. Wie aber Tinchen nach etlichen Schritten umschaute, sah sie den jungen Mann ebenfalls stille stehen und ihr nachblicken, und abermals erröthend hüpfte sie weiter. Ihr flüchtiger Blick hatte ihr hinlänglich gezeigt, daß er ein sehr hübscher Mann war, und besser gekleidet als seine Gewerbsgenossen. Seine Manieren hatten etwas Gewandtes, das auf Bildung deutete, wie er denn mit seinem niedern breitkrämpigen Hute, dem langen Haar und kurzen Rocke, dem Barte à la Henri IV. und dem stolzen kecken Gange eher einem Studenten oder Maler glich.

Er dagegen sagte sich unwillkürlich, daß die Nachbarin ein sehr hübsches Kind, ja ein recht schönes Kind seye, das unter dem Widerschein der inneren Glückseligkeit und in dem holden Erglühen der Schaamröthe doppelt reizend erscheine. Die frühe Stunde, zu der sie schon ausging, sprach für ihren Fleiß, — eine Tugend mehr in den Augen eines Arbeiters, — und er bog erst um die Ecke, als auch sie hinter dem Chor der nahen Kirche verschwunden war. Die frühe Begegnung erfüllte Beide mit Gedanken an einander, und wollte Eines wie das Andere überreden, daß darin gerade irgend eine Schicksalsfügung liege. Ein gesunder redlicher Sinn bedarf immer des Glaubens, sey er nun Aber- oder Ueberglauben, welche Beide am Ende doch — genau betrachtet — eines und dasselbe sind.

Im gräflichen Palais war Alles noch wie ausgestorben, und nur nach langem Pochen an der Domestiken-Pforte erschien der Schweizer schlaftrunken, um zu öffnen, und ließ sich höchstens durch die liebliche Erscheinung für den unterbrochenen Schlaf versöhnen. Eiligst stieg Albertine die Treppe hinan, suchte das kleine Kabinet, und arbeitete rüstig an dem schönen Mieder von prächtigem Silberbrocat weiter, so daß sie weit kommen konnte, bevor es im Hause rege ward.

Wie nun das Mädchen so stille arbeitend dasaß in dem kleinen, ostwärts gelegenen Stübchen, welches die freundlichste Frühsonne mit flüssigem Luftgolde durchwob, gingen allerhand stumme Betrachtungen und stille Gedanken durch das kleine Köpfchen. Ein solches Hauswesen und Leben waren Albertinen eine neue Welt. Um die Stunde, wo daheim in ihrem Gäßchen schon Alles voll Regsamkeit und Thätigkeit war, herrschte hier noch tiefe Ruhe. Endlich schienen die Leute aus dem Stall zu erwachen, und holten Wasser zur Tränke am Brunnen des Hofes, im tiefsten Negligé, mit den klappernden Holzschuhen an den Füßen; dann wurden die aalglatten englischen Pferde mit den feinen Hirschfüßen und den langen stolzen Hälsen herausgeführt und geputzt, und das Plaudern und Lachen der englischen Stalljungen, das Kommando des wohlbeleibten Kutschers, der vom Fenster oben im Schlafrocke seine Befehle ertheilte, schien jetzt erst die Mägde und Weiber in dem gegenüberliegenden kleinen Seitenbau zu wecken. Da und dort ward ein Laden geöffnet, und eine träge Dirne zog gähnend und sich reckend die Nachtmütze herunter und strählte sich das Haar. Eine Kuppel Hunde von verschiedenen Racen, vom hochbeinigen Solofänger herab bis zum kleinen schwarzen Dachshunde schnoberte im Hofe herum; ein zottiger Poney aus Schottland nagte das dürftige Gras von der Mauer. Ein Lakai scheuerte Teppiche, Mägde eilten in die Küche, oder polterten auf den Treppen und in den Corridors. — Ach! dachte Albertine, — wie viele Menschen dienen hier dem Bedürfnisse und den Launen von Zweien ihrer Mitmenschen! Und es fiel ihr auf, daß Mamsell Manon doch eigentlich nicht so ganz unrecht habe, wenn sie so reichen Leuten die Verpflichtung beimesse, auch

für ihre ärmeren Brüder etwas zu thun. Du lieber Gott! was den Grafen so ein einziger Faullenzer kostete, das reichte ja zum Unterhalte einer ganzen zahlreichen Familie aus dem Volke hin.

Diesen Ideengang störte endlich die Erscheinung der runden Mamsell Manon, die fast erschrack, als sie Albertinen schon hier erblickte. „Mon Dieu!“ sagte sie, — „Sie aben ja gar nix geschlaf, mon enfant! Sie seyn sehr thörig, schon su komm! Ah, Diable! Sie ab' schon gemakt die ganze Corsage, und aben noch nit geabt ein Frühstück! Ah ça, Christin, Dorothea! bring' Sie Kaffee für Mademoiselle!“

Die gutmüthige Mamsell wollte nichts davon hören, daß Tinchen fast noch von gestern satt sey, sondern freute sich über die Maaßen über den Fleiß der Kleinen, und musterte sie mit besonderem Wohlgefallen.

„Que vous êtes jolie, ma petite!“ sagte sie und fuhr mit der Hand über die glänzenden blonden Flechten; „wer hat gemackt Ihre Haar? Sie seyn tres-favorablement coiffé. Wenn Sie können macken mir auch solche Haar, sollen Sie bleiben bei uns im Hause. Die Christin ist ein mechante virago, die mich rupft sehr schmerzhaft! Sie muß fort, cette diable de femme!“

Tinchen meinte lachend, es käme nur auf einen Versuch an, um zu sehen, ob sie dieser Stellung nicht gewachsen seye, und begleitete Manon hinüber, wo sie der Bequemlichkeit-liebenden Kammerfrau gerne den verlangten Dienst leistete. Dafür erfüllte diese auch das Versprechen, das sie gestern wegen der Garderobe dem Mädchen gegeben, und beschenkte sie mit einem halben Dutzend Roben von wollenen und halbseidenen Stoffen, die nach Muster und Farbe ihres Erachtens nicht mehr modern waren. Du liebe Zeit! das war für sie eine Kleinigkeit; hatte sie ja doch gewissermaßen ein Heimfallsrecht, ein droit d'aubaine auf die sämmtliche abgängige Garderobe der freigebigen eleganten Gräfin, deren Garderobe so häufig wechselte, daß Manon kaum die Roben aus Seiden- und andern kostbaren Stoffen anschlug, die sie durch Zwischenagenten wieder in die Hände des leonischen Adels und derjenigen Klassen zu bringen wußte, in welchen zwar Lust und Freude an Kleiderprunk und Flitterstaat, nicht aber die Mittel dazu vorhanden sind. Thränen glänzten in den Augen der reich Beschenkten, als sie sich für Dinge bedankte, die, wie Manon versicherte, nur den Raum in deren Schränken versperrte.

Die Sonne stieg höher, und die Zeit nahte, wo das Erwachen der Gräfin Manon zu dieser rief. Albertine war wieder allein mit ihrem übervollen Herzen, und hatte Mühe, das Weinen zurückzuhalten, damit die heißen Tropfen nicht den kostbaren Stoff unter ihren Händen beschmutzten. Den reichsten Segen des Himmels flehte sie im Stillen auf die Gräfin und die gute Manon herab, welche — seit langen Jahren im Ueberflusse schwelgend, denn die muntre Kammerfrau mochte trotz des verjüngenden Embonpoint immerhin ihre gemessenen vierzig Jährchen zählen — gar nicht begreifen konnte, wie man um ein paar solcher alten Fahnen willen in Albertinens Extase kommen könne.

Das Schlaraffenleben von gestern hob für Tinchen heute von Neuem an; die mit ihrer Arbeit zufriedene Gräfin sandte ihr abermals den Abhub des Dejeuner und Manon fügte noch ein paar weitere Leckerbissen hinzu. Wem der Hunger und Mangel vertraut sind, den versetzt ein gutes reichliches Mahl halb in den Himmel, und unter Weibern, Reisenden und Glücklichen ist ein Vertrautwerden bald hergestellt. So kam es denn, daß, als Manon wieder bei Albertinen saß, sie bald das Bedürfniß eines Austausches ebenso lebhaft fühlte als die Kleine; Albertine war überaus glücklich über so unverhoffte Freigebigkeit, Manon dagegen über die Unterbrechung, welche der Verkehr mit Albertinen in die Langeweile ihrer sonstigen Existenz brachte, denn der Umgang mit dem naiven Mädchen, das noch so gar arglos und unbekannt mit den Genüssen des Reichthums und Luxus war, däuchte ihr eine angenehmere Zerstreuung, als die Lekture der Romane, die sie auf die Länge anwiderte.

Zudem hatte sie ein kleines Geheimniß auf dem Herzen, in welches sie Albertinen einweihen wollte; sie hatte keine Freundin, keinen Umgang; zu bequem, um solche zu suchen, war sie hinwiederum zu launenhaft, um die etwa gewonnenen zu erhalten, und doch hatte sie nie einer solchen mehr bedurft, als eben jetzt zu ihrem geheimen Vorhaben. Und worin bestand dies nun? Wir haben schon oben erwähnt, daß der Hof zur Feier der Vermählung der Prinzessin einen Maskenball im Opernhause geben wollte, wozu der Zutritt gegen leicht zu verschaffende Karten freistand. Diesen nun zu besuchen, war längst Manons heißer Wunsch; aber sie fand es weder schicklich noch räthlich, allein hinzugehen, und war in Verlegenheit um eine Gefährtin, vielleicht noch mehr um einen Gefährten, da sie sich mit der Hausdienerschaft und deren Sippschaft nicht abgeben durfte; und zuverlässig ist, daß in der „großen Welt unter der Treppe“, d. h. unter der Dienerschaft vornehmer Häuser eben so viel Abstufungen stattfinden, und ebenso streng auf das Ceremoniell gesehen wird, als unter den courfähigen Personen eines kleinen Hofes.

Um nun dieser doppelten Verlegenheit der Begleitung und des männlichen Schutzes auf einmal ein Ziel zu setzen, verlangte Mademoiselle Manon von Albertinen, sie solle eine männliche Kleidung anlegen und versprach ihr, aus der Garderobe des Grafen das Kostüm eines Figaro, oder eines ungarischen Magnaten oder eines Bojaren zu besorgen, je nachdem sie zum Einen oder zum Andern Lust zeige; Albertine sollte sodann den Cavalier Manons vorstellen, und sie Beide wollten zusammen sich einen recht lustigen Abend machen.

Albertine belachte anfänglich den Vorschlag, aber allmälig und bei reiferem Nachdenken ward sie ernster; ihr weibliches Schamgefühl sträubte sich gegen die Vermummung, und doch lockte auf der einen Seite sie die kindische Neugier mächtig, und verbot ihr auf der andern die Rücksicht auf Manon, deren Gönnerschaft sie nicht verlieren wollte, ein entschiedenes Ablehnen.

„Aber ich kann ja nicht tanzen?“ wandte sie endlich ein.

„Thut nix,“ sagte Manon, — „ik will nich tanz, ick will aben ein spectacle von die bonne société, und will mir divertir durk viele plaisanteries!“

„Aber, sehen Sie, Mamsell Monon,“ entgegnete Tine verlegen, — „es müßte doch komisch aussehen, wenn ich so in Männerkleidern neben Ihnen herginge!“

„Oui da,“ sagte Manon lachend, — „Sie hätten die Air, su begleiten bonne maman auf das masquébal! — Sagen Sie mir nur eine Cavalier für uns swei, und Sie sollen gehen mit mir en dame.“

Albertinen lag der Gedanken an ihren Bruder Fritz sehr nahe, allein sie wagte nicht, ihn zu empfehlen. Wie hätte sich der Bengel ausgenommen neben der feinen koketten Französin! Er war und blieb ein ungeschlachter tölpischer Handwerksbursch, den der Bauer stündlich in den Nacken schlug. Im Stillen hatte sie freilich einen Begleiter auf dem Korn, den unsere Leserinnen bereits errathen haben werden, den jungen Buchdrucker nämlich, ihr vis-à-vis; aber, du liebe Zeit, wie sollte man dem landfremden Menschen beikommen. Die Mamsell Melchus wäre da sicherlich eine geschickte Unterhändlerin gewesen, aber mit ihr hatte es Tinchen damals so verdorben, daß die Alte sich nicht mehr heran getraute, und sie selber war fast zu stolz, dem alten Weib freiwillig entgegnen zu kommen.

„Ach,“ seufzte sie halblaut, als der Dienst Mamsell Manon nach ihrem Zwiegespräch auf eine Weile entfernte, — „wenn er es nur wüßte! Er wäre hübsch genug, daß sich selbst die Mamsell nicht an ihm zu schämen hätte! Wenn man ihm die schönen Kleider gäbe, wäre er von einem vornehmen Herrn nicht mehr zu unterscheiden!“

Der Mensch denkt, Gott lenkt! Während Albertine im Stillen an den jungen Nachbar dachte, hätten ihr beinahe die Ohren sausen sollen, da er eben auch mit

ihr beschäftigt und in seinen Entschlüssen etwas weiter gekommen war als sie. Wie das zugegangen, wird der nächste Abschnitt erklären.

6.

Baron Schrewnitz war noch Junggesell, obwohl ein Mann in den Vierzigen. Er mußte ungeheuer reich seyn, denn er erlaubte sich großen Aufwand für Gemälde, für ein Ameublement, das das schönste der Stadt war, für Sammlungen von Waffen, Kupferstichen, türkischen Pfeilen, Curiositäten und Kunstgegenständen aller Art; er hatte einen feinen Kunstsinn und einen reinen Geschmack in allen Dingen, wo es sich um ästhetisches Gefühl oder Anschauung handelte. Woher aber die reichen Einkünfte kamen, wußte Niemand; kaum wußte man seine Herkunft, sein Vaterland; wenn man ihn erzählen hörte, hatte er schon alle Hauptstädte Europa's besucht und durch längern Aufenthalt kennen gelernt. Ueberall war er mit der besten Gesellschaft in Berührung gekommen, und doch schien sich Niemand von derselben mit dem Umgang des wirklich geistreichen Mannes brüsten oder darin behaglich finden zu wollen, und man erinnerte sich seiner nur so oben hin, wie eines Menschen, den man zwar kennen muß, aber möglichst ferne halten will. In früheren Zeiten hatte der reiche Baron Schrewnitz, dessen ungewöhnliche reiche Hülfsquellen nicht für Jedermanns Augen zugänglich waren, vermuthlich für einen Goldmacher gegolten, der seine Seele um vielen Mammon dem Teufel verschrieben; weil aber ein solcher Köhlerglaube heutzutage nicht mehr gäng und gäbe ist, schrieb man seine Hülfsquellen einer andern geheimnißvollen Ursache zu, und nannte ihn fast unumwunden den geheimen Agenten einer großen Macht, einen vornehmen Mouchard.

Ohne uns auf eine Zerlegung oder Widerlegung dieser Gerüchte einzulassen, sagen wir nur, daß diese Annahme einige Unterstützung fand, wenn man die Physiognomie des Barons einer nähern Prüfung oder Beobachtung unterwarf. Auf diesen schroffen, widerlichen Zügen hatten alle Leidenschaften ihre Furchen eingewühlt, und aus dem Auge sprach neben einem penetranten Verstande ein schneidender Hohn, dem sicher nichts zu heilig war, und eine kalte stolze Menschenverachtung, die sich gerne im Spiele eines kaustischen Witzes oder in den Kraftausdrücken eines ungemessenen Skepticismus Luft machte. Darum beugte sich der Bürger zwar vor dem Geld, der vornehme vor dem Talent dieses modernen Mephistopheles, aber jene erhabenern Gefühle der Hochachtung und Liebe wußte er Niemanden einzuflößen.

Dieser Baron nun war zugleich auch Schriftsteller; seine vielseitigen Kenntnisse, die er durch eifrige Lekture stets auf der Mittagshöhe der wissenschaftlichen Forschung zu erhalten wußte, sein lebendiger Geist verlangten gebieterisch einen Weg der Aeußerung, einen Abzugskanal, und nur darum — nicht etwa aus Ehrgeiz oder des Honorars wegen — griff Schrewnitz zur Feder. Was dieser seitdem entflossen war, trug das Gepräge tiefster Originalität, höchst eigenthümlicher Anschauungsweise und einer durchdringenden Sagacität: ein Werk über Kochkunst war so angenehm und geistreich wie etliche Forschungen über den englischen Baumeister Wren, und seine archäologischen Studien entzückten den Forscher ebenso sehr durch ihre Gründlichkeit und die Wahrscheinlichkeit der Hypothesen, als den Weltmann durch ihren glatten Styl und ihre feine Auffassung sittlichen Lebens der Vorzeit.

Eben jetzt schrieb der Baron ein äußerst wichtiges umfangreiches Werk über die sogenannte umbrische Schule der italienischen Malerei, d. h. über die Vorgänger Perugino's und Rafaels, und ließ es mit seltenem Luxus als Manuskript drucken, das er nur Bibliotheken und berühmten Gelehrten als Zeichen seiner Hochachtung zusandte. Wie alle Männer von Geist und Genie, hatte auch der Baron gewisse originelle Züge, die sich sogar in unbedeutenden Dingen geltend machten, z. B. seine eigene Orthographie und mancherlei kleine Launen in literarischen Dingen, an welchen er mit eiserner Hartnäckigkeit festhielt, und wodurch er ein wahrer Quälgeist für die Buchdrucker wurde, welche mit seinen Werken zu thun hatten.

Ein Zufall hatte gewollt, daß gerade Franz Lücke endlich nach vielen Andern mit dem Baron zu thun bekam, und dieser zum ersten Mal in ihm einen Menschen erhielt, der ihn begriff und die häufigen lateinischen, griechischen und italienischen Citate verstand, auf welche der Autor seine Monographie baute. Schrewnitz zeigte daher auch gegen den jungen Buchdrucker etwas mehr Wohlwollen, als er sonst gegen niedriger Gestellte an den Tag legte, und übte hie und da gegen ihn jene Freigebigkeit des Reichen aus, welche mehr dem Egoismus als dem Mitgefühl entspringt. Für ihn jedoch, der nirgends eine Gelegenheit verabsäumte, Charaktere zu studiren und seine Menschenkenntniß zu vermehren, blieb der junge Buchdrucker immer eine interessante Erscheinung; es lag in dem Aeußern des jungen Mannes etwas, das über seinen Stand hinaus deutete; er verrieth eine sorgfältige klassische Bildung und gefällige Manieren, welche mit seinem Gewerbe und seiner Umgebung kaum im Einklange standen. Seine Sprache war gewählt und freimüthig, und von jener gesunden Kraft inspirirt, die den edleren Kern des Volks in innerem und äußerem Leben bildet.

Gerade diesen Morgen riefen Geschäfte unseren jungen Bekannten zu dem Baron. Dieser lag in einem kleinen Salon auf seinem Divan, in einem türkischen Schlafrock, auf einem persischen Teppiche, die kostbare Bernsteinspitze einer orientalischen Wasserpfeife (Narghilé) im Munde. Das ganze Gemach war mit orientalischem Luxus möblirt; der einen Wand entlang liefen Bücherschränke in Gestalt einer maurischen Gallerie mit Hufeisenbögen, deren Bändereihen schwere Seidenvorhänge verhüllten. Den beiden Seitenwänden entlang zogen sich Divans mit kleinen Tischchen davor, worauf schön gebundene Bücher neben prachtvollen Waffen lagen. Die Fenster und eine Thüre führten auf einen Balkon, der in den Garten hinunterschaute, und an einem dieser Fenster stand der Schreibtisch des Barons, an welchem er seine Morgen zu verbringen pflegte. Selten erlaubte er Jemanden den Zutritt in dieses kleine Heiligthum, allein gerade heute war Schrewnitz besonders gut disponirt, weil eine Einladung des Erbprinzen zu einem petit souper seinem Ehrgeiz sehr geschmeichelt hatte. Er legte seine Journale bei Seite und winkte dem jungen Mann, auf einem Tabouret Platz zu nehmen, das vor dem Tischchen stand, dann warf er ihm eine Cigarre zu und deutete auf die Zündmaschine und den Wachsstock. Dies war jedesmal eine Einladung zu einem Plauderstündchen, während dessen Schrewnitz auch dem Behutsamsten seine innersten Geheimnisse abgelauscht hätte.

„Wie gefällt Ihnen mein Werk im Ganzen?" fragte Schrewnitz, als er den geschäftlichen Theil des Besuchs erledigt hatte; — „verstehen Sie es? finden Sie es unterhaltend? Rund heraus mit der Farbe, mir liegt am Urtheil eines unbefangenen Laien oft mehr als an dem eines Fachgelehrten."

Der junge Mann rückte verlegen auf dem Stuhl. — „Ich verstehe mich nicht darauf," stotterte er, — „ich weiß nicht, ob meine Ansicht überhaupt etwas taugt! Ich glaube, daß das Werk ausgezeichnet gründlich ist!"

„Banale Phrasen!" sagte Schrewnitz rauh, und schaute ihn mit seinen stechenden Augen fest an; — „ich brauche ihre nichtssagenden Complimente nicht; ich will ein Urtheil. Traue ich Ihnen die Fähigkeit eines solchen zu, so ehren Sie mein Vertrauen durch Offenheit! Reden Sie ohne alle Rücksichten!"

„Nun denn, Herr Baron!" versetzte Lücke rasch, und mit einer flüchtigen Wolke des Unmuths, — „wenn ich denn reden soll: mir will Ihr Werk nicht recht gefallen. Da steckt eine Masse Stoff in den Details, in biographischen Einzelheiten, in ermüdenden Beschreibungen der Gemälde der alten Meister, aus denen Niemand so klar werden kann, als aus der schlechtesten Lithographie, die ihm nur die Umrisse gibt. Ein ganzes Wörterbuch ist erschöpft in der Schilderung der Farbenpracht und der edlen erhabenen Einfalt der Gestalten in den

Gemälden Perugino's, und das Alles reicht doch lange nicht hin, Einem diese Gemälde anschaulich zu machen, der sie noch nie gesehen hat. Ich hätte gesagt, so ein Gemälde ist wärmer im Colorit, feuriger in den Farbenübergängen und milder in der Harmonie des Ganzen, als wenn es ganz aus buntem Glas zusammengesetzt wäre, durch welches eine warme Abendsonne durchscheint. Und von der Zeichnung dieser Meister hätte ich statt aller trockenen Analyse gesagt: die Einfalt dieser Phantasie des Künstlers ist so erhaben, fromm und erbaulich, daß man sieht, er wollte jenen Ausdruck der Tradition wiedergeben, den uns Aristoteles in zwei Worten schildert, — jenes Ἐνθεόν τί der alten Götterbilder!" . . .

Der Baron, dessen anfangs finstere Züge ein sarcastisches Lächeln immer mehr aufgeklärt hatte, brach jetzt in lautes Lachen aus. — „Bravo, Herr Recensent! gut gemacht, und zudem ziemlich wahr. Aber wie zum Henker kennen Sie denn Perugino's Gemälde und wie kommt ein Buchdrucker-Gesell und der große Aristoteles zusammen?"

„Ich habe in Siena, Florenz und Ravenna gearbeitet und die Meisterwerke der alten italienischen Malerei an der Quelle gesehen;" versetzte Lücke bescheiden; — „zudem lebt man als denkender Mensch und als fühlender Jüngling nicht leicht in Italien, ohne auch mit der Vergangenheit dieses Landes sich bekannt zu machen, und da schaut man sich das ganze todte und lebendige Leben doch anders an, als manche von den deutschen und englischen Wanderschwalben, die in der Anschauung nur einen Commentar zu ihren Reisehandbüchern wollen. Was aber den Aristoteles anbelangt, so habe ich ihn gesetzt, und, da ich fast bis zu den Universitätsstudien gediehen bin, auch so ziemlich verstanden, so weit er nämlich für mich an der Straße lag."

„Schon gut, schon gut!" sagte Schrewnitz, der nichts bewundern wollte; — „nun spinnen Sie die Recension weiter fort! ich sehe Ihnen an, daß Sie noch mehr auf dem Herzen haben."

„Allerdings," versetzte Lücke, und sein Muth wuchs; — „wenn man ein Werk wie das Ihrige in die Hand nimmt, erwartet man interessante Aufschlüsse über das politische und geistige Leben einer Kunstepoche zu finden, die sich in ihren Bauwerken und Gemälden gewissermaßen geschichtliche Monumente gesetzt hat. Der Künstler und seine Mitwelt sind unzertrennlich mit dem Kunstwerke verwachsen; nun findet man in Ihrem Werke ein überreiches biographisches Material, fast noch reicher als in Vasari und Lanzi, aber der Spiegel der Zeit wird uns nicht vorgehalten, in welcher jene Schätze entstanden, und dadurch leidet das Werk an einer Einseitigkeit, die ihm schadet. Sonst weiß ich nichts zu tadeln, denn im Besondern fehlen mir die Kenntnisse!"

Der Baron schaute ihn forschend an und schwieg eine Weile. „Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Offenheit," sagte er; „ich habe mir neuerdings dasselbe gesagt, und gratulire Ihnen zu diesem richtigen Urtheil. Indessen wünsche ich von Ihnen auch in anderer Beziehung Offenheit. Sie sind entweder nicht, was Sie seyn wollen, oder Sie waren nicht zu dem bestimmt, was Sie sind."

„Das Letztere trifft zu, gnädigster Herr!" versetzte Lücke; — „ich bin ein Hamburger Waisenkind, aber ein freundlicher Lehrer, dessen Andenken ich segne, verschaffte mir durch seine Fürsprache eine Freistelle an unserem berühmten Gymnasium; er gewann mir Gönner, welche mir die Mittel zum akademischen Studium geboten hätten, allein er und meine Gönner starben, bevor ich dies Ziel erreichte, und mein Vormund, ein ehrenfester Hamburger Hundertachtziger, steckte mich bei seinem Bruder in die Lehre, und machte mich zum Buchdrucker. In der Lehre widerte mich schon mein Beruf an, der mich auf ewig zum Proletariat verdammte, weil bei keinem Gewerbe beinahe größere Mittel zu Erzielung einer Selbstständigkeit gehören, als bei dem unsrigen, und da setzte ich denn, soweit es meine Armuth erlaubte, die begonnenen Studien fort, und wiegte mich mit schönen Hoffnungen für die Zukunft ein. Ich hatte mir einen recht stattlichen Traum ausgesonnen, wie ich nach Beendigung meiner Lehrzeit dennoch meine Studien fortsetzen und dann die Welt sehen, und mich bei alledem noch durch meiner Hände Arbeit ernähren wolle, bis mir die Gunst des Augenblicks oder geduldiges Zuwarten eine Pfarrstelle bescheere, denn darnach hatte ich von jeher gestrebt. Aber diese Illusion hat sich niemals verwirklichen lassen. Kaum stand ich nach meiner Lehrzeit auf eigenen Füßen, so mußte ich fast Tag und Nacht ringen, um nur die Bedürfnisse einer anständigen Kleidung und leidlichen Sättigung zu erschwingen; ich fand ferner, daß Handarbeit und Studium sich nicht verbinden ließen, lernte einsehen, daß ich unter den übermüthigen Studenten ein Nihil bleiben werde, unter meinen Kollegen aber ein Cäsar werden könne, und blieb bei dem Gewerbe..."

„Wofür Sie also demnach zu gut sind?" fragte Schrewnitz, ihn unterbrechend; — „ich lobe mir diese, wenn auch erzwungene und unfreiwillige Resignation. Aber was sind Ihre Absichten für die Zukunft? Wohin zielt jetzt Ihr Streben?"

„Zukunft? Streben?" wiederholte Lücke lachend, doch ohne Bitterkeit; — „welche Zukunft hat der Arme? wohin kann und darf er streben? So lange er Kraft hat, muß er arbeiten, am Abend seines Lebens winkt ihm der Spital — das ist so unser Leben."

(Forts. folgt.)

Miszellen.

Miß Anna Olfield. — Die im Jahre 1730 in London gestorbene Schauspielerin Miß Anna Olfield wurde mit so großer Pracht und so ungeheuerm Aufwande begraben, als wäre sie Königin von England gewesen. Sieben Personen vom ältesten Adel, darunter die Lords Lavar und Harley, hielten das Leichentuch und der Bischof von Westminster sprach die Grabrede. — Pope, der berühmte Zeitgenosse dieser Schauspielerin, stellte sie als die Dame seiner Zeit vor, die es im Luxus und im sinnlichen Vergnügen am weitesten gebracht hatte. Bei der Ahnung ihres nahen Endes und der damit verbundenen Schmucklosigkeit ihres Körpers soll sie ausgerufen haben: „Himmel, blos ein wollenes Sterbekleid? Welche Frechheit! Bringt mir meine Spitzen- und Mousselin-Gewänder. Spart auch die rothe Schminke nicht. Der Gedanke, häßlich zu seyn, ist unerträglich, selbst im Tode!" Dies waren ihre letzten Worte.

Ein in Berlin mehrfach bekannter Jurist ist auf eine eigenthümliche Weise der Verfälschung eines Documents, gegen dessen Verpfändung er sich mehre Tausend Thaler hatte geben lassen, überwiesen worden. Sein flottes Leben erregte Aufmerksamkeit. Man kam auf die Spur, daß er das Geld der Verpfändung eines Documentes verdanke, man untersuchte es, fand aber keine Spur von Unrichtigkeit, bis es Einem einfiel, den Stempelbogen gegen das Licht zu halten. Da fand sich in Wasserfarbe die Jahreszahl 1838, und das Document war von 1835. Da nun alljährlich alle nicht abgesetzten Stempelbogen eingezogen und eingestampft und durch neue mit der laufenden Jahreszahl ersetzt werden, war die Fälschung nicht wohl mehr zu bezweifeln. Der Jurist ward eingezogen und der Fälschung überwiesen.

Am 11. Nov., in der Nacht gegen 10 Uhr, passirte ein gräßliches Unglück auf dem Dampfschiffe, welches von Pesth herauffuhr. Ein Schiffer aus Theben (Neck soll sein Name seyn) saß auf dem Geländer, welches sich über der Maschine befindet. Wahrscheinlich war er eingeschlummert, und so stürzte er plötzlich ins Getriebe; Kopf und Hände wurden sogleich vom Leibe gerissen und die Maschine stockte, bis man das Geschehene bemerkte. Das Schiff blieb eine Stunde lang stehen, bis die Leiche herausgenommen wurde.